

PETRA REATEGUI

# Moselhochzeit

HISTORISCHER KRIMINALROMAN



emons: eBook

- 1 *Münstermaifeld* – das Kantonstädtchen, in das es zu seinem großen Bedauern den jungen, verheißungsvollen Juristen Anton Nikolaus Spitzlay verschlagen hat
- 2 *Das Schrumpftal* – ein idyllisches Fleckchen Erde, durch das es sich, vorbei an zahlreichen Mühlen, trefflich von der Höhe hinunter an die Mosel wandern lässt
- 3 *Kergeshof* – Unter einem hohen Himmel und umgeben von fruchtbaren Feldern liegt der Hof der Familie Brachtendorf.
- 4 *Moselsürsch* – ein verträumtes Dorf auf dem Maifeld, in dem der Ackerer Jakob Daum wohnt und gleich daneben Peter Puth, der Junge, der nur Milch trinkt
- 5 *Wunningen, die »wolgezogene Gemain«* – stattliches Winzerdorf und protestantische Insel inmitten einer katholischen Region
- 6 *Die Waldlichtung bei Trimbs* – ein gefährlicher Ort, an dem sich Spitzlay fragt, was zum Henker ihn veranlasst hatte, die Juristerei zu studieren
- 7 *Lasserg* – ein Dörfchen zwischen Münstermaifeld und Mosel, in dem Caspars Vater für vier Pferde eigenes Land besitzt
- 8 *Löf* – der Weinort, in dem Kath und Sophie vor dem Hagel in die Kirche flüchten und der tauben Alten das Kehrblech aus den Händen fällt
- 9 *Alken* – Moselstädtchen mit verwinkelten Gassen, über das seit Jahrhunderten die doppeltürmige Burg Thurant und die Bleidenberger Wallfahrtskirche wachen
- 10 *Das Mühlthal* – Enger und schroffer als das Schrumpftal, mit nicht minder eindrucksvollen Mühlen, führt das steile Tal von Moselsürsch hinunter nach Kattenes.
- 11 *Das Wäldchen bei Moselsürsch* – So unheimlich es bei Nacht sein mag, tagsüber flirrt das Sonnenlicht zwischen den hohen Bäumen, und vom Ausoniusstein blickt der Ausflügler hinunter auf die glitzernde Mosel.
- 12 *Das Kreuz* – Geschützt unter Birken steht es an der Landstraße von Münstermaifeld nach Lehmen.









Petra Reategui, geboren 1948 in Karlsruhe, war nach einem Dolmetscher- und Soziologiestudium Redakteurin bei der Deutschen Welle. Sie arbeitet heute als freie Journalistin und Autorin in Köln.

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

Der Anhang enthält Informationen zu den realen Hintergründen des Mordfalls sowie ein Glossar, ein Personenverzeichnis und Quellen- und Literaturangaben.

© 2013 Hermann-Josef Emons Verlag  
Alle Rechte vorbehalten  
Umschlagmotiv: Landschaft bei Cochem an der Mosel  
von Gottfried Pulian, 1858  
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch  
eBook-Erstellung: CPI – Clausen & Bosse, Leck  
ISBN 978-3-86358-297-5  
Historischer Kriminalroman  
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie regelmäßig über Neues von emons:  
Kostenlos bestellen unter [www.emons-verlag.de](http://www.emons-verlag.de)

Für Johann Joseph Brachtendorf  
und die Menschen auf dem Maifeld

## EINS

*Dienstag, den 16ten August 1814, Vormittag*

Der Hahn schrie. Einmal. Zweimal. Maria öffnete die Augen. Im Raum war es dunkel und stickig. Die Nacht hatte keine Abkühlung gebracht. Schemenhaft zeichneten sich die Umrisse des Stuhls und der Kommode ab. Seit einem halben Jahr klemmte die unterste Schublade. Aber ihr Mann tat nichts.

Sie streckte und dehnte sich ein wenig und zog das verschwitzte Laken noch einmal über die Schultern. Nur für ein paar Minuten. Bis zum nächsten Hahnenschrei.

Sie musste wieder eingeschlafen sein. Als sie erneut aufwachte, fühlte sie sich dumpf und schwer, Beine und Knie schmerzten. Das passierte ihr in der letzten Zeit häufiger. Auch die Mutter hatte darunter gelitten, wahrscheinlich lag es am Alter.

Ächzend kroch sie unter dem Plumeau hervor. Mit den Händen im Schoß blieb sie einen Augenblick auf der Bettkante sitzen, murmelte ein Gebet und bekreuzigte sich. Dann erhob sie sich schwerfällig, stieg in ihre Röcke, schlich leise, um den Mann nicht zu wecken, ans Fenster und schob den dicken Vorhang einen Spalt weit auf. Von einem wolkenlosen Himmel flirrte gleißende Morgensonne. Auf den Walnussbaum fiel noch der Schatten des Hauses, die weiten Felder dahinter aber lagen im strahlenden Licht. In der Ferne blinkte das Dach des Betzemer Hofes. Es würde abermals ein heißer Tag werden.

Die Schlafzimmertür quietschte, als Maria sie öffnete. Hinter ihr knurrte der Mann, drehte sich geräuschvoll um, raunzte irgendetwas. Sie achtete nicht darauf, stieg, sich seitlich festhaltend wegen des bösen Knies, langsam die Treppe hinunter in die Küche. Von gestern war noch Erbsensuppe im Topf, sie reichte fürs Frühstück. Maria begann das Feuer anzufachen. Schon als Kind, noch im elterlichen Haus, war sie fürs Feuer in der Küche zuständig gewesen.

Oben hörte sie die Dielen knarzen, eine Tür wurde geöffnet und wieder zugeschlagen, eine zweite, dann polterte ihr Mann die Treppe herunter und stieß die Küchentür auf.

»Wo ist der Joseph?«

Wo soll er schon sein, wollte sie sagen, aber als sie sein Gesicht sah, zog sie es vor zu schweigen.

Brachtendorfs Stimme durchschnitt die Luft. »Er ist nicht in seinem Bett. Er war die ganze Nacht nicht in seinem Bett.«

Ruhig, Maria, ganz ruhig! Immer wenn es um Joseph ging, gab es Streit. Sie nahm den Kessel vom Feuer, stellte Schüsseln auf den Tisch und suchte nach dem Schöpflöffel.

»Wo treibt dein Sohn sich rum?« Brachtendorf brüllte jetzt. Er schaute Maria an, als ob sie wüsste, wo der Junge war, es ihm aber verheimlichte.

»Setz dich«, sagte sie, »er wird schon kommen.«

»Er wird schon kommen«, äffte der Mann sie nach. »Er hat nicht irgendwann zu kommen, ich brauch ihn jetzt. Jetzt, hab ich gesagt«, und schlug mit der Faust auf den Tisch.

»Nimm den Johann mit!« Maria wartete die Antwort nicht ab, griff sich Korb und Kitzel, der an einem Nagel neben der Tür hing, und verließ die Küche. Sie hasste es, wenn ihr Mann laut wurde. Am Anfang, als sie geheiratet hatten, hatte er nicht geschrien, oder es war ihr nicht aufgefallen.

Mechthild muss kehren heute, dachte sie, während sie aus dem Haus trat und einen prüfenden Blick über den Hof tat. Und Jab die Sensen dengeln.

Eine der Katzen, die schwarze mit der weißen linken Vorderpfote, huschte an Maria vorbei, stoppte unvermittelt, die Ohren gespitzt, den Blick starr auf die Steine am Brunnen gerichtet, eine Maus? Ein Vogel? Sie duckte sich, jede Muskelfaser gespannt, dann, so plötzlich, wie ihr Interesse erwacht war, erlosch es wieder. Gemächlich setzte das Tier seinen Weg fort und kroch, den Rücken tief geduckt, unterm geschlossenen Hoftor hindurch ins Freie. Weg war es.

Maria band sich ihr Kopftuch um, ordnete die Falten ihrer Röcke, die Schürze. Drinnen im Haus schepperte es. Eine der Suppenschüsseln? Sie

zuckte die Schultern, das Leben ist, wie es ist. Und Joseph war nicht nach Hause gekommen.

Beim Klacken einer Tür fuhr sie zusammen. Aber es war nur der Jab, der aus dem Gesindehaus kam, unausgeschlafen, den Kittel hastig übergeworfen, die Ärmel hochgekrempt. Er grüßte herüber und schlurfte zum Brunnen, um sich etwas Wasser ins Gesicht zu schütten. Sie müssen lang getrunken haben gestern, dachte sie, er schläft noch im Gehen.

»Hast du den Joseph gesehen?«

Der Knecht schüttelte den Kopf. »Nur einmal«, brummte er kaum verständlich. Nur einmal habe er ihn kurz bei den Sürschern sitzen sehen, dann nicht mehr.

Die Sonne stand kaum eine Handbreit über dem Dach der Scheune, als Maria das große Hoftor aufschob. Aus dem dichten Weinlaub, das, vom Boden emporkletternd, fast den ganzen mit Schiefer gedeckten Querbalken der Port überwucherte, flatterte verstört eine Kolonie Spatzen auf. Sie kehrten erst wieder zurück, nachdem sie darunter durchgegangen war.

Bis zum Horizont erstreckte sich vor ihr das Mayfeld. Nach Sürsch brauchte es eine halbe Fußstunde, von dorthier müsste er kommen. Aber sie sah nichts als Äcker, hier ein noch nicht gemähtes Roggenfeld oder Hafer, der sich weich in der morgendlichen Brise wiegte, dort Streifen von Kartoffeln und dazwischen braungelbe Stoppelflur, auf der sich [Kasten](#) an Kasten reihte.

Vereinzelt markierten Bäume oder Hecken die Grenzen der Felder, deuteten Weggabelungen an oder schmückten ein steinernes Kreuz, von einer frommen Seele errichtet zur Ehre Gottes. Wo die mächtige Buche in den Himmel ragte, querte der Weg, der über die Hochebene hinunter an die Mosel führte. Nirgends rührte sich etwas, kein Karren, der sich näherte, kein Wanderer, nur zwei Bussarde, die am Himmel umeinander kreisten. Resolut setzte sich Maria den Tragring auf den Kopf und packte den Korb darauf. Sie konnte nicht bis in alle Ewigkeiten hier stehen bleiben.

Zum Gemüsegarten waren es nur ein paar Schritte, rechts um den Hof herum, am Kaninchenstall vorbei und an dem Stück Brombeerhecke. Die hinteren Beete grenzten an die Außenwand des Schuppens. Nach vorn öffnete sich der Garten zu den Obstwiesen. Im Frühling, wenn die Bäume

blühten, verwandelte sich die Landschaft in ein weißrosa Blütenmeer, es war die Zeit, wo Maria nach den Wintermonaten wieder zu singen anfang. Jetzt aber war Sommer, die Kirschen längst gepflückt und verkauft, und die Apfelernte stand vor der Tür. Maria las ein paar der ersten Augustfrüchte vom Boden auf, das Kath musste später Mus kochen.

Es hatte den Garten schon gegeben, als sie dem jungen Brachtendorf, der um sie freite, nach hierher gefolgt war. Er war ihr angenehm gewesen, ja vielleicht, nein, sicher!, hatte sie ihn sogar geliebt, auch wenn die alten Frauen, die es zu wissen vorgaben, behaupteten, dass so was wie die Liebe erst mit der Zeit käme.

Wenn sie anfangs Heimweh gehabt hatte, und das hatte sie gehabt, obwohl sie es nicht zugeben wollte, dann flüchtete sie hierher, grub und harkte und sämelte und riss Unkraut aus, damit nur keiner sah, wie sie weinte. Unwahrscheinlich lange dreißig Jahre war das her, seit sie Kalt verlassen hatte und auf diesen einsam gelegenen Kergeshof gekommen war. 1784 war das gewesen, in demselben Jahr, in dem Nachbars Matthias nach Winnigen heiratete. »Eine Lutherische! Wehe, wenn du mir mit so einem **Blaukopp** gekommen wärst«, hatte die Mutter gesagt, während sie Küchentücher, Kochlöffel, Töpfe und Deckel, die Maria mitbekommen sollte, in Körbe packte. »Ich glaub, ich hätt dich totgeschlagen.«

Kurz bevor sie damals auf den Hof kam, war die alte Gertrud Brachtendorf, die Mutter ihres Mannes, gestorben, und auch der Vater, schon gut an die fünfzig, kränkelte, seit das Pferd ihn getreten hatte. Mehr als einmal war ihr später der Verdacht gekommen, dass sie nur deshalb geheiratet wurde, damit wieder eine Frau auf dem Hof war. Denn von den drei Töchtern der Familie lebte nur noch die jüngste, Anna, doch die Dreizehnjährige wäre mit Hof, Haushalt, dem Vater und drei Brüdern überfordert gewesen.

Maria hatte schnell aufgehört, sich etwas vorzumachen. Das Leben ist, wie es ist. Hatte die Großmutter immer gesagt. Und wenn sie dann eben Heimweh bekam oder sich über ihren Mann ärgerte, was nicht ausblieb, nahm sie Korb und **Kitzel** und ging in den Garten, erinnerte sich des Spruchs

der alten Frau, das Leben ist, wie es ist, atmete tief durch und konnte wieder lächeln.

Eigentlich, dachte sie jetzt, während sie Wasser aus dem Trog schöpfte und das Gemüse zu gießen begann, hätte es schlimmer kommen können. Der Mann war gut zu ihr gewesen, sie hatte nur ein Kind verloren, das dritte, den Philipp, am Wurmieber. Und Anna war ihr mit den Jahren eine Freundin geworden, trotz des Altersunterschieds von fünfzehn Jahren.

Als die Schwägerin dann Lellmanns Hennes drüben vom Betzemer Hof heiratete, war ihr traurig ums Herz gewesen. Wann immer sie Zeit hatte, ging sie fortan hinüber zum Nachbarhof, eine Viertelstunde zu Fuß durch die Felder, um der jungen Frau zur Hand zu gehen, bei der Weißwäsche zu helfen, beim Einmachen, Backen und beim Hausputz. Manchmal gesellte sich Rengers Lisbeth aus Hatzenport zu ihnen, auch ihre eigenen beiden Töchter, et Ann, die Älteste, und die Jüngste, et Kathrinche. Maria liebte diese Nachmittage und Abende, an denen die Frauen ganz unter sich waren, geheiligte Stunden, von den Männern immer ein wenig gespöttelt, hin und wieder auch argwöhnisch beobachtet. Nie aber wäre es einem von ihnen eingefallen, den Frauen die Zusammenkünfte zu untersagen.

Sie richtete sich auf, wischte den Schweiß von der Stirn, streckte den Rücken und knotete das Kopftuch fester. Wenn es nicht regnete, müsste Jab ihr heute Abend neues Wasser mit der Karre vom Hof herfahren.

Sie schaute in den Himmel, an dem sich keine einzige Wolke zeigte, nicht der kleinste Schleierhauch.

Die Sonne stand ungerührt hoch über dem Moseltal, das von hier oben nur als dunkelgrünes Band erkennbar war und sich weich an die bewaldeten Hänge des Hunsrücks schmiegte. Sie legte die Hand über die Augen, suchte drüben auf der anderen Seite, ihrem Garten gegenüber, die alte graumassige Wallfahrtskirche auf dem Bleidenberg, zu der sie sich noch am letzten Dreifaltigkeitssonntag mit einer Pilgerschar aufgemacht hatte. Seitdem die Preußen Napoleon verjagt hatten, waren Prozessionen Gott sei Dank wieder erlaubt. Weiter rechts, ebenfalls auf der anderen Flussseite, ragte wie ein mahnender Zeigefinger der mächtige Turm der Ehrenburg empor.

Es war dieser Blick übers Land, klar leuchtend an Tagen wie diesem, geheimnisvoll, wenn im Herbst die Nebel wanderten, oder still und unberührt unter frisch gefallenem Schnee, der sie mit den vielen Widerwärtigkeiten des Lebens versöhnte. Selbst Kalt, wo sie geboren war, nach dem sie sich immer sehnen würde, weil dort die Eltern gelebt hatten und die Geschwister, selbst Kalt war nichts verglichen mit diesem Bild einer Landschaft, die von den berühmtesten Malern der Welt auf großen Leinwänden verewigt wurde. Hatte ihr in Löff der Pfarrer erzählt, und sie wüsste keinen Grund, warum sie ihm nicht glauben sollte.

Aber heute besänftigte sie der Blick übers Mayfeld nicht.

Wo der Joseph nur blieb? Wann hatte es angefangen, dass er sich rarmachte, oft unerträglich abweisend war? Um Pfingsten herum oder früher? Ostern? Ja, es musste Ostern gewesen sein.

Nach der Messe war er einfach verschwunden, ohne etwas zu sagen. Erst am Abend war er wieder aufgetaucht, lange nach dem Essen, hatte nichts gesagt, nichts erklärt. Von Brachtendorf setzte es Ohrfeigen, aber Joseph war stumm geblieben wie ein Fisch, und Maria hatte befürchtet, er würde zurückschlagen. Sie hätte schwören können, dass Joseph die Hand schon zur Faust geballt hatte. Aber dann machte er auf dem Absatz kehrt und schloss sich in seiner Kammer ein. Sie hörte ihn pfeifen, und ihr Mann lief rot an vor Wut. »Dein Sohn hat nicht gehorchen gelernt!«

Das stimmte nicht. Joseph hatte immer gemacht, was Brachtendorf ihm aufgetragen hatte. Sauber, ordentlich und schnell. Wenn auch meist schweigsam. Er war sicher der schweigsamste von allen Brüdern, nicht erst seit Ostern. Die Einzigen, mit denen er noch redete, waren sein Freund Caspar und, wenn auch seltener, seine beiden Schwestern. Mit denen konnte er sogar lachen.

Plötzlich vermeinte sie, eine Bewegung gesehen zu haben. Sie verscheuchte ihre Gedanken, suchte den Horizont ab, stieg sogar auf den Stumpf eines vor langer Zeit gefällten Pflaumenbaums.

Ja, sie hatte sich nicht getäuscht. Dort hinten, von Sürsch kommend, bewegte sich etwas, ein Mensch oder ein Tier? Es könnte auch eine Karre sein, das vermochte sie jetzt noch nicht zu erkennen. Ihr Herz begann zu

klopfen. Möglich, dass er im Dorf bei Caspar übernachtet hatte oder bei der ältesten Schwester, wie er es schon einmal getan hatte. Allerdings war er da am nächsten Morgen beim ersten Hahnenschrei wieder auf dem Hof gewesen, und Brachtendorf hatte vergeblich nach einem Grund gesucht, mit ihm zu zanken. Im Gegenteil, noch nie hatte Joseph so viel gearbeitet wie an jenem Tag. Nur dass ihr Mann es nicht für nötig erachtet hatte, darüber ein Wort zu verlieren.

Jetzt konnte sie es deutlich sehen, es war ein Pferdegespann. Sonderlich eilig schien der Kutschmann es nicht zu haben, dann verschwand das Gefährt in einer Mulde.

Der soll mir nur kommen, dachte sie und holte tief Luft. Mit seinem Eigensinn musste endlich Schluss sein. Gut, er war inzwischen dreiundzwanzig, und irgendwann war es immer das erste Mal, dass ein junger Mann nicht nach Hause kam. Trotzdem, er konnte nicht einfach tun und lassen, was er wollte. Und wenn er dreimal zu irgendeiner [Hillich](#) gegangen war oder zu einer Kirmes und dabei ein Mädchen kennengelernt hatte. Er hatte doch noch jede Menge Zeit. Sein Vater war achtundzwanzig gewesen, als sie heirateten, sie, Maria, selbst kaum jünger.

»Nein«, sagte sie laut, »ich werde ihm das nicht mehr länger durchgehen lassen. Nicht nach diesem Ärger heute Morgen. Und im Übrigen habe ich ja wohl auch noch ein Wörtchen mitzureden, wenn er auf Brautschau geht.«

Sie dachte an Kirhhenns Clementia aus Hatzenport, ein kräftiges Mädchen, nicht sonderlich ansehnlich, aber gutherzig, und zupacken konnte sie außerdem. Clementia war drei Jahre älter als Joseph, das waren die vernünftigsten Verbindungen. Aber auch das Vermögen des alten Kirhhenn war nicht zu verachten.

Gleich als die Franzosen im neu gegründeten Departement das ärgerliche Feudalsystem abschafften, hatte er wie viele Ackerer die Weinberge, Felder und Obstwiesen, die schon sein Urgroßvater für ein Trierer Kloster als [Beständer](#) bewirtschaftet hatte, zu einem guten Preis erwerben können. Zwei Jahre später war Kirhhenn schuldenfrei gewesen, heute gehörte er zu den reichsten Bauern der Gegend, und einen Sohn gab es nicht. Etwas Besseres könnte Joseph also gar nicht passieren.

Als sie im Juni den alten Collig auf seinem letzten Weg begleitet hatte und anschließend beim Leichenschmaus ganz zufällig neben den Alten zu sitzen kam, hatte sie schon einmal vorgefühlt. Kirchhenn schien nicht abgeneigt zu sein. Obwohl es Maria einen Stich gab, wenn sie daran dachte, dass Joseph eines Tages den Kergeshof verlassen würde. Sie hätte ihn gern als Erben gesehen, aber es hatte keinen Zweck, die Augen vor den Tatsachen zu verschließen. Sie musste an die Zukunft ihres Sohnes denken. Und Hatzenport war nicht aus der Welt.

Maria stand noch immer auf dem Baumstumpf. Das Gefährt müsste längst wieder aufgetaucht sein. Aber nichts bewegte sich dort, wo sie vorher das Fuhrwerk gesehen hatte. Niemand kam aus der Mulde heraus. Wer immer es gewesen war, derjenige hatte nicht zum Kergeshof gewollt.

Ihr wurde schwindlig, sie kletterte vom Wurzelstrunk herunter und trank einen Schluck Wasser aus dem Trog, bevor sie sich, den vollen Gemüsekorb auf dem Kopf balancierend, auf den Heimweg machte. Joseph würde was erleben, wenn er zurückkäme, sie würde ihm die Leviten lesen, darauf konnte er Gift nehmen.

\* \* \*

Spitzlay hörte das Rumpeln der Räder auf dem steinigen Pflaster, beschleunigte seinen Schritt und erreichte die Untertorstraße noch rechtzeitig, um die beiden Wagen der Wanderbühne vorbeierrollen zu sehen, die Münstermayfeld in Richtung Polch verließen. Er blieb stehen. Auch andere hatten haltgemacht, um die Schauspieler passieren zu lassen, vor allem aber aus Neugier.

Sie mussten von weit her sein, diese Leute, überlegte Spitzlay. Schon gestern Nachmittag, während der Vorstellung auf dem Marktplatz, hatte er gerätselt. Der Bajazzo mit dem Goldzahn? Bestimmt ein Italiener. Und von woher mochte der Bösewicht des Stücks sein, der mit der fahlen gelblichen Gesichtsfarbe und den krausen Locken? Ein Slawe? Auf jeden Fall ein hässlicher Mensch mit schiefer Nase, er musste sich irgendwann einmal geprügelt haben. Dann die knochige Alte, weißhaarig und olivhäutig, die erstaunlich behände die Leiter zur offenen Bühne hinauf- und

hinuntergeklettert war, und die junge Frau mit den langen schwarzen Haaren und mit Augen!, mit Augen, wie er noch nie Augen gesehen hatte. Funkelnd, leidenschaftlich, exotisch.

Waren sie Spanierinnen? Oder Türkinnen?

Er hätte es nicht sagen können. Denn so fremdländisch die ganze Truppe auch aussah, ihre Sprache war es nicht. Er glaubte sogar, im Vortrag der Spieler mal einen Frankfurter Tonfall, dann wieder einen Mainzer Zungenschlag herauszuhören.

Johlend und Grimassen schneidend, hüpfte eine Schar Kinder neben den Fuhrwerken her, ein ganz Mutiger nahm Anlauf, hängte sich an die Sprossenwand des letzten Wagens und ließ sich ein Stück mitschleppen, bis die Schöne, die dort saß, ihm mit einer Handbewegung drohte und der Junge lachend absprang.

Auch heute Morgen trug die junge Schauspielerin ihr Haar wieder offen und nicht, wie die Mädchen hierzulande, sittsam zu einem Zopf oder Knoten gebunden. Der Fahrtwind wehte ihr Strähnen ins Gesicht. Sie strich sie, während sie scheinbar gleichgültig über die Schaulustigen am Straßenrand hinwegblickte, mit einer nachlässigen Handbewegung zur Seite. Als verscheuchte sie eine Fliege.

»So gut war sie nun auch wieder nicht«, hörte Spitzlay jemanden hinter sich sagen, »ich hab schon bessere gesehen.«

Er brauchte sich nicht umzudrehen, um zu wissen, wer da sprach. Es gab keinen größeren Kritikaster vor dem Herrn als Glaser Hingsheim. Dabei hatte der sich gestern nach dem Spiel auf dem Markt die Hände wund geklatscht, hatte nicht aufgehört, Bravo zu rufen, und war danach um die Schauspielerwagen herumscharwenzelt, als ob es etwas umsonst gäbe.

Nicht, dass Spitzlay hinter dem Mann herspioniert hätte, du lieber Himmel, nein, das würde er nie tun. Er hatte ihn vielmehr zufällig gesehen, hinter dem Wagen der Truppe, als er gegen Abend zum Schuster gegangen war. Seit Tagen schon hätte er seine Schuhe abholen sollen, und jetzt hatte er nun gerade Zeit gehabt. Zufällig hatte ihn dann der Weg an diesem fremden Völkchen vorbeigeführt, und ebenso zufällig hatte er den Glaser entdeckt, wie der versuchte, einen Blick ins Wageninnere zu werfen. Spitzlay hatte

sich in den Schatten eines Hauses zurückgezogen und Hingsheim nicht aus den Augen gelassen. Es ging ihn nichts an, was der Mann trieb, doch sein Puls schlug schneller.

Irgendwann hatte der Glaser aufgegeben und war fluchend abgezogen. Spitzlay aber blieb noch lange an die von der Hitze des Tages aufgewärmte Hauswand gelehnt, verborgen in einer Nische, sah den ein oder anderen Schauspieler aus den Wohnwagen kommen, eine Pfeife rauchend, sich mit einem Kollegen unterhalten und wieder hineinklettern. Keine der Frauen der fahrenden Truppe ließ sich blicken. Hinter den Vorhängen an den Wagenfenstern nahm er manchmal Personen wahr, Köpfe, schemenhaft verschwommen, einer davon, da war er sich sicher, war der der schönen Türkin.

Wie festgenagelt harrte er aus, beobachtete, hoffte und wusste nicht, auf was. Erst als es von der Stiftskirche elf Uhr schlug, war er nach Hause gegangen. Hatte auf seinem Bett gelegen, lang ausgestreckt, ohne sich zu bewegen, kaum zugedeckt, die Arme stocksteif neben seinem Körper. Bei dieser unsäglichen Hitze war kaum an Schlaf zu denken.

»Dreckige Zigeunerin«, zischte Hingsheim wieder nahe an Spitzlays Ohr.

Er spürte, wie ihm das Blut ins Gesicht schoss. Ein Sonnenstrahl blendete ihn, sodass er blinzeln musste. Ob der Glaser ihn gestern Abend in seinem Versteck gesehen hatte? Spitzlay tat, als ob er Hingsheim nicht gehört hätte, und wendete sich ab. Die Wagen verschwanden hinter einer Kurve, die Menschenmenge löste sich auf.

Auch Spitzlay machte sich auf den Weg zum Amt. Nur einmal drehte er sich um und schaute zurück, der Glaser stand noch immer an der Stelle, wo die Wagen vorbeigefahren waren, und grinste hinter ihm her.

Eilig ging er weiter, am Markt vorbei, die Gasse zum Münster hinauf, dessen mächtiges Westwerk, ein wuchtiges Gemäuer, eher Trutzburg als Kirchturm, ihn jeden Morgen aufs Neue staunen ließ. Die geballte Faust Gottes, kam ihm in den Sinn, als er den Kirchplatz überquerte.

Trotz der frühen Stunde war es schon wieder heiß, die Hitze drückte ihm auf die Brust. Spitzlay zog ein Sacktuch aus der Rocktasche und wischte sich

über Stirn und Nacken.

Als er die Tür zur ehemaligen Dekanei öffnete, schlug ihm aus dem Hausflur kühle Luft entgegen, und in den beiden Räumen, in denen das Friedensgericht untergebracht war, seit die Franzosen das Stift aufgelöst und die adligen und kirchlichen Besitztümer eingezogen hatten, war es im ersten Augenblick so kalt, dass man meinen könnte, es wäre schon Herbst. Spitzlay atmete tief auf und sank auf seinen Schreibtischstuhl.

\* \* \*

Und wenn es nicht stimmte, was die beiden Männer ihm da erzählten? Von hier in Richtung Lehmen liege eine Leiche, den Weg immer geradeaus, vorbei an den zwei Eichen, bis zu der Hecke.

Jakob Daum hatte Mühe, den Fremden zu verstehen, so schnell sprach dieser.

»Keine Hecke«, fiel der andere seinem Gefährten ins Wort. »Ein Gestrüpp. Weißdorn, Holunder.«

Dort würde er die Leiche finden. Nein, wer es sei, wüssten sie nicht, sie seien nicht von hier, würden niemanden in der Gegend kennen, behaupteten sie.

Jakob hakte nach. »Also von hier aus noch vor den Lehmerhöfen?«

Wenn das die ersten Häuser seien, auf die man stößt, kaum dass man vom Tal aus die Höhe erreicht hat, ja, dann liege die Leiche zwischen diesen Lehmerhöfen und dem Ort hier.

»Sürsch«, erklärte Jakob ihnen, »Moselsürsch.«

»Ja, ja, Moselsürsch.«

Sie schienen ihm gar nicht zuzuhören. Hatten sich schon umgedreht, um weiterzugehen.

»Und der Mensch liegt einfach so da, ganz offen, auf dem Weg?«

Jakob wollte sie aufhalten, noch mehr von ihnen erfahren, auch wer sie selbst eigentlich seien.

Kaum, dass der Schnellsprecher anhielt. »Nicht auf dem Weg«, rief er zurück, »unter den Büschen.« Sie sei nicht zu übersehen, die Leich.

Seltsame Vögel, dachte Jakob und schaute ihnen nach, wie sie aus dem Ort hinauseilten und den Weg nach Mörz einschlugen.

Jakob wusste nicht, was er tun sollte. Ein paar kleinere Kinder spielten Fangen um das Schöpflöffelkreuz herum, das auf Weckbeckers Feld am Ortsausgang stand. Vor dem letzten Haus des Dorfs bemerkte er die Schäfersch mit zwei Nachbarinnen. Sie unterbrachen ihr Gespräch, als die beiden Fremden an ihnen vorübergingen. Anni zeigte mit dem Finger hinter ihnen her, vielleicht war ihr etwas Besonderes aufgefallen.

Hinter ihm im Stall rumorte das Vieh, wahrscheinlich die Scheckige, sie stand kurz vor ihrer ersten Geburt. Jakob wollte dabei sein, wenn es so weit war.

Die Frauen, die ihm zuvor noch einen Gruß zugewinkt hatten, steckten schon wieder die Köpfe zusammen, sonst war niemand zu sehen, hochsommerlich still lag die Hauptstraße. Mit wem sollte er reden über das, was die Männer ihm erzählt hatten? Die Nachbarn waren längst auf dem Feld, auch Caspar. Die Frauen wollte er nicht mit der Sache behelligen. Aber vielleicht wüsste der alte Wirtz Rat, der musste zu Hause sein.

Von der Gasse gegenüber sah er Pitter hochkommen.

»Säin isch ze spät?«, fragte der Junge atemlos, er musste gerannt sein.

»Nein, überhaupt nicht. Ich hatte nur vergessen, dass du kommen wolltest.«

»Aber ich hab doch gesagt, dass ich Holz hacken werd.« Sein Neffe schien beleidigt zu sein. »Oder glaubt Ihr auch, dass ich das nicht kann?«

»Nee, nee«, versicherte Jakob schnell, »du kannst das schon. Nur ...«

»Doch, ich kann das.«

Der Junge stampfte wütend auf, wollte schon zum Hof des Onkels. Aber Jakob hielt ihn am Ärmel fest.

»Warte! Ich brauch dich für was Wichtigeres. Aber du darfst mit niemandem darüber reden, hörst du?«

Der Junge nickte, seine Augen blitzten. »Ich kann schweigen wie ein Grab. Isch hann noch nie äbbes verroode«, versicherte er.

Peters Eifer rührte Jakob, hoffentlich machte er damit keinen Fehler.

»Was soll ich machen?«, drängte Peter.

»Du musst nach Meensder«, sagte Jakob, »so schnell du kannst«, und er erzählte ihm von den beiden Unbekannten.

»Een Leich!« Peter war sprachlos, aber nicht lange. »Die will ich sehen.« Er stotterte vor Aufregung.

»Ja, das wirst du«, versprach Jakob, »aber zuerst holst du den Gendarmen und den Friedensrichter. Und jetzt lauf!«

Später machte sich Jakob Vorwürfe, dass er das Kind in die Sache mit hineingezogen hatte. Puths Peter war erst neun, viel zu jung für so eine Aufgabe und obendrein zu mager. Der Junge aß ja auch nichts, nahm nur Milch zu sich. Das konnte nicht gesund sein. Er brauche eine ordentliche Tracht Prügel, sagten die einen, wenn sie ihn sahen. Andere glaubten, Peter habe den Teufel in sich und es sei die Aufgabe des Pfarrers, ihn zu kurieren. Und wieder andere empfahlen einen Aufguss von Thymian und Pomeranzenschalen, um seinen Appetit anzuregen.

Aber weder Kräutersud noch die heilige Kommunion halfen. Peter hatte seinen eigenen Kopf und blieb bei Milch. Jeden Tag trank er anderthalb Maß, dazu hin und wieder einen Schluck Kaffee oder etwas verdünnten Wein.

Jakob schimpfte mit sich. Es war nicht richtig gewesen, den Jungen zu schicken, Peter würde weit über eine Stunde für den Weg brauchen. Andererseits, er war das früher auch gelaufen. Nach Meensder und zurück, den Berg runter nach Lehmen und wieder hoch. Er war fünf, als er mit der Mutter nach Lonnig ging, die Großeltern besuchen, und Lonnig war noch ein gutes Stück weiter als Münstermayfeld. Aber er hatte auch immer richtig gegessen. Doch jetzt war es zu spät. Er hoffte, dass Peter es irgendwie schaffte, dumm war der Kleine nicht.

Die letzten Sürscher Häuser lagen jetzt hinter ihm, und Jakob schritt zügig aus. Schon bald spürte er die Hitze und den Schweiß, der ihm über den Körper zu rinnen begann, aber er achtete nicht weiter darauf. Es musste zehn Uhr sein, vielleicht schon halb elf. Um diese Zeit wollte er eigentlich die halbe Tagesarbeit erledigt haben. Das Heu musste gemacht werden, bevor das Wetter wieder umschlagen würde.

Hätte er den Bürgermeister in Gondorf benachrichtigen müssen? Wie war das mit den vielen Gesetzen und Verordnungen, die Napoleon eingeführt

und die, wie er gehört hatte, auch weiterhin galten, obwohl die Franzosen geflohen waren und das Land gar nicht mehr zu Frankreich gehörte?

Caspar war ja dafür gewesen, war immer Feuer und Flamme für die Revolution. Früher zumindest, bevor er bei der [Grande Armée](#) gewesen war. Er, Jakob, hatte nie viel davon gehalten. Dieses Hurrageschrei unterm Freiheitsbaum in Münstermayfeld! Das war nur was für die Bürgerlichen, für die Städter und Gebildeten, aber doch nichts für die Leute in den Dörfern. Gut, mit der Vorherrschaft der Stifte und Klöster war es vorbei, dagegen hatte er nichts. Von ihm aus konnte es auch so bleiben, und er hoffte, dass die neuen Herrscher nicht wieder alles rückgängig machen würden.

Aber musste dieser gottlose Franzose so weit gehen und die Kirchen schleifen und die Sonntage und schönen Kirchenfesttage abschaffen? In Paris hätte Napoleon von ihm aus machen können, was er wollte, aber hier an der Mosel ...! Die alten Weiber hatten recht. Das war eine Sünde!

Nach der Beschreibung der beiden Fremden dürfte er die halbe Strecke geschafft haben. Und wenn es gar keinen Leichnam gab? Wenn es eine Falle war?

Unwillkürlich verlangsamte Jakob seinen Schritt. Vielleicht war das ganze Gerede von dem Toten eine List. Es war leichtsinnig von ihm gewesen, sich einfach so auf den Weg zu machen, ohne jemandem Bescheid zu geben. Besser, er kehrte um. Zu Hause auf dem Hof waren jetzt nur die Frauen, die Bande hätte es nicht einmal nötig einzubrechen, alle Türen standen offen, sie brauchten sich nur zu bedienen.

Jetzt mal den Teufel nicht an die Wand!

Es war hellichter Tag, sein Hof lag nicht irgendwo abseits im Wald, sondern mitten im Ort. Kätche und Magda würden schreien, und aus der Nachbarschaft kämen sie mit Mistgabeln gelaufen. Nein, sie würden es nicht wagen, den Hof zu überfallen.

Er hatte die Eichen passiert und musste jetzt gleich da sein. Jakob starrte angestrengt nach vorn, dort waren die Büsche, von denen die Männer gesprochen hatten. Ein Bussard schwebte über der Stelle. Das hat nichts zu sagen, dachte er, Bussarde sind überall, aber unheimlich wurde ihm doch. Er

schaute sich um, aber nirgends entdeckte er auf den Feldern Menschen, die er hätte bitten können mitzukommen. Peter würde jetzt noch nicht einmal in Münster sein.

Und dann stand er vor dem Gehölz, über ihm ertönte der lang gezogene Schrei des Raubvogels, ein zweiter antwortete. Als es im Unterholz raschelte, fuhr er zusammen. Jetzt glaubst du schon an Gespenster! Er schluckte. Wahrscheinlich eine Maus oder ein Vogel, der im Unterholz nach Würmen pickte. Hab dich nicht so! Hier liegt keiner.

Er ging an der Buschreihe vorbei. Nirgendwo eine Leiche. Links das Gestrüpp, rechts Wymars Feld. Roggen. Vor ihm dehnte sich eine Brache, das Land gehörte einem Lehmer Ackerer. Jakob blieb stehen. Die Männer hatten sich einen Witz erlaubt, hatten sich über ihn lustig gemacht. Oder sie wollten tatsächlich seine Abwesenheit ausnutzen, um ...

Er atmete schwer, Angst brach ihm aus allen Poren, unschlüssig blickte er den Weg zurück, den er gekommen war. In der Ferne die Eyfeler Vulkanberge, die Meensderer Stiftskirche am Horizont klein wie ein Spielzeug. Besser, er kehrte um.

Da sah er ihn.

\* \* \*

Kaum ein Geräusch drang durch die dicken Mauern der alten Dekanei in die Gerichtsräume. Spitzlay hatte die Halsbinde und den Kragen seines Hemdes gelockert. Er zwang sich, gleichmäßig zu atmen. Die gewohnte Umgebung half.

Seit knapp einem Jahr saß er jetzt hier im Münsterer Gericht und hörte sich die Klagen und Beschwerden der Mayfelder an. Da war Heinrich Schmittel, Tagelöhner aus Sevenich, der den Peter Dannenheim, Maurer, gebürtig aus Moselkern, im Streit angespuckt hatte; dann die Frau des Schuhmachers, die des Bierbrauers Magd geschlagen, und der Wirt des Kühlen Krugs, der Schmährede gehalten hatte gegen den Müller der Oberen Mühle in der Schrupf. Was für Tragödien! Albernheiten. Petitessen. Spitzlay träumte von Köln oder Düsseldorf. Zumindest aber von einem Fall Schinderhannes, wie er ihn im heimatlichen Simmern mitbekommen hatte,

wenn Nachbar Becker, seines Zeichens Sicherheitsbeamter und Friedensrichter des Kantons, seinen Vater, einen Lehrer, besuchen kam und die beiden Männer ausgiebig den Fall des gefürchteten Räubers und seiner Konsorten erörterten.

Aufgeregt hatte er damals als Junge zugehört und den gewieften Juristen bewundert, und als der Verbrecher Bückler, genannt Schinderhannes, zu guter Letzt gefasst und in Mainz hingerichtet wurde, stand für Spitzlay fest, dass auch er die Rechte studieren würde. Seinem Vater schwoll die Brust vor Stolz, und Nachbar Becker vermittelte, wo immer er konnte, bis der gute Mann bedauerlicherweise durch den Tritt eines Pferds viel zu früh aus dem Leben scheiden musste.

Und so kam es, dass nach dem Examen nicht Nikolaus Anton Spitzlay, sondern ein eitles Juristensöhnchen aus Goslar, dessen Onkel mit dem Vater der Ehefrau des Zuchtgerichtspräsidenten zu Mittag zu speisen pflegte, den Posten des stellvertretenden Richters in Coblenz bekommen hatte. Spitzlays Onkel war nur Schmied und verkehrte in Wirtshäusern, und der Vater mied seit dem Ableben des Freundes die Simmerner Honoratioren und widmete sich fortan der Beobachtung von Schwalben und Zaunkönigen.

Spitzlay beklagte die korrupte Welt, grollte dem Leben und langweilte sich. Dennoch protokollierte er gewissenhaft, was ihm vorgetragen wurde, beschwichtigte die streitenden Parteien und legte die Akten seinem Vorgesetzten vor, Friedensrichter Johann Philipp Kaysersfeld, damit dieser Recht spreche. Im Namen des Volkes.

Als Spitzlay zehn Monate zuvor, am 1. Oktober 1813, die Stelle antrat, hatte Kaysersfeld noch »Au nom du peuple« gesagt und das Urteil auf Französisch verkündet. Nein, heruntergeleiert, schnell, unverständlich. Die Kläger murrten, die Angeklagten murrten. Das erste Mal, dass Spitzlay mit dabei war, hatte Kaysersfeld kurz aufgeblickt, seinen jungen Stellvertreter prüfend gemustert, hatte überlegt und gehüstelt und schließlich noch einmal von vorn begonnen: »Au nom du peuple!« Und dann das Urteil auf Moselplatt erläutert. Jetzt war es Spitzlay, der Verständnisschwierigkeiten hatte, aber die anderen waren zufrieden – trotz der Strafen, die sie aufgebrummt bekamen.

Die von Kayzersfeld in seiner schludrigen Richterschrift hingekritzelten französischen Urteile pflegte **Greffier** Kretzer fein säuberlich abzuschreiben und die Papiere dann Spitzlay zu übergeben. Dieser prüfte sie auf ihre Richtigkeit hin, zeichnete sie am Rand ab, versah sie mit Datum und legte sie endlich Kayzersfeld zur Unterschrift vor. J. P. Kayzersfeld, **Juge de la paix**, Münstermayfeld.

Doch als in der ersten Januarwoche 1814 die Nachricht eintraf, dass in der bitterkalten Neujahrsnacht Blücher mit seinen Männern den Rhein überquert und verbündete russische Soldaten morgens um vier Uhr Coblenz besetzt hätten, worauf die Franzosen Hals über Kopf geflohen seien, holte Kayzersfeld tief Luft, schaute Spitzlay wieder prüfend an, rief dann Kretzer herein und verkündete: »Ab heute alles wieder auf Deutsch.«

»Im Namen des Volkes«, hatte er noch hinzugesetzt.

Spitzlay hatte nicht zu widersprechen gewagt. Einerseits stand er mit der französischen Sprache auf Kriegsfuß, andererseits bewunderte er den Empereur. Denn war es nicht Napoleon gewesen, der die neuen Gesetze eingeführt hatte, Gesetze, die zweifellos gerechter waren als alles bisher Dagewesene in deutschen Landen?

»Und wie soll es jetzt weitergehen?«, hatte er verunsichert gefragt. »Was, wenn der Franzose zurückkommt?«

Und, hatte er bei sich gedacht, wagte es aber nicht laut zu äußern, und ist jetzt mein ganzes Studium an der juristischen Fakultät Makulatur? Waren die letzten Jahre umsonst? Er war einunddreißig, und die Vorstellung, noch einmal von vorn beginnen zu müssen, verursachte ihm Bauchschmerzen. Womöglich müsste er erneut studieren, weil eine neue Regierung ihm, der seine Ausbildung unter den Franzosen genossen hatte, die Ausübung des Richteramts nicht gestatten würde.

»Ist Ihnen nicht gut?«, hörte er Kayzersfeld besorgt fragen. »Setzen Sie sich doch, Sie sind ja ganz blass. Kretzer, hol ihm ein Glas Wasser. Und mir kannst du Wein mitbringen zur Feier des Tages«, rief der alte Friedensrichter dem Mann hinterher.

»Eigentlich würde ich auch gern wissen, wie es weitergeht und was aus mir wird«, hatte Kretzer gesagt, als er kurz darauf mit den gewünschten

Getränken wieder zurückkam. Justina, Kaysersfelds Hausmädchen, folgte mit drei Gläsern hinterdrein.

»Was aus dir werden soll?«, fragte der bisherige Juge de la paix zurück. »Mach dir keine Sorgen! Es wird auch weiterhin Streithändel und Pferdediebstähle geben, üble Nachreden und Zwist über den Gartenzaun hinweg, also werden auch die neuen Herrscher nicht ohne Richter und Justizpersonal auskommen. Haben mich die Franzosen nicht schon aus kurtrierischer Zeit übernommen? Du nickst, siehst du. Und die Preußen werden es nicht anders machen. Wer von diesen königlichen Gardeoffizieren kennt sich denn mit der Seele der Menschen auf dem Mayfeld aus? Keiner. Ganz oben, ja, da wird ausgetauscht, Bäumchen, Bäumchen, wechsele dich!, aber doch nicht auf Kantonebene.«

»Im Übrigen ...«, nachdenklich beobachtete der Richter das Mädchen, das die Gläser abgesetzt hatte und einzuschenken begann. Seine Stimme hatte einen rebellischen Ton, als er weitersprach: »Warten wir doch erst mal ab, ob die Preußen so mir nichts, dir nichts die geltenden Gesetze umgekrempelt kriegen und ihre eigenen einführen. Sie dürften damit auf erheblichen Widerstand stoßen.«

Kaysersfeld trank das Glas Wein, das Justina ihm eingeschenkt hatte, auf einen Zug aus.

»Zum Wohl, meine Herren, auf ein neues Arrondissement, einen neuen Kanton, auf neue [Mairien](#). Und auf uns!« Es knallte leise, als er das leere Weinglas auf dem Schreibtisch abstellte.

»Ja, aber ...«, versuchte es Kretzer noch einmal.

Kaysersfeld unterbrach ihn. »Kretzer, es ist doch ganz einfach. Statt eines Arrondissements werden wir in Zukunft einen Kreis oder was weiß ich haben, der [Maire](#) ist wieder der Bürgermeister wie früher schon, und du unterschreibst nicht mehr als Greffier, sondern als Gerichtsschreiber.«

Und so geschah es. Nichts änderte sich am Münstermayfelder Gericht, außer dass der Richter seinem Namen wieder den alten Adelstitel voranstellte, auf den er unter Napoleon vorsichtshalber verzichtet hatte. Johann Philipp von Kaysersfeld, Friedensrichter. Die Vergehen aber ähnelten

sich, die Gesetze blieben dieselben, napoleonisch, nur jetzt auf Deutsch, und Spitzlay fuhr fort, sich zu langweilen.

Ein wenig Abwechslung brachten lediglich die Betrügereien bei Währungsumrechnungen, waren doch die unterschiedlichsten Münzen im Umlauf, Franken und Centimes, Kronenthaler, Louisdors, Gulden, Silbergroschen, Kreuzer, Karolin. Wer blickte da noch durch!

Hin und wieder wurde auch der Überfall auf einen Franzosen gemeldet, aber das hatte es zu französischer Zeit ebenfalls gegeben, und weder damals noch jetzt konnten der oder die Täter mit Milde rechnen. Wenn auch Ausnahmen die Regeln bestätigten. Denn erwies sich das französische Opfer als erklärter Anhänger von Bonaparte, galt der Mann als Faktionist und Unruhestifter. Es geschah ihm also recht, wenn ihm jemand ans Leder ging. Ansonsten aber, hatte der neue Generalgouverneur Justus Gruner im April 1814 verkündet, seien die Franzosen gleich den Fremden aller anderen befreundeten Nationen zu behandeln, »... wenn sie das äußere Symbol dieser Freundschaft, die weiße Kokarde, anlegen«, hatte Spitzlay seinem Vorgesetzten und dem Gerichtsschreiber vorgelesen, als sie die Verordnung Nummer einunddreißig auf den Schreibtisch bekamen.

Spitzlay schrak aus seinen trübseligen Gedanken auf, als Kretzer den Kopf zur Tür hereinstreckte und Guten Morgen wünschte. Ob er denn eben noch mal nach seiner Frau gucken könne? Sie sei malade.

»Selbstverständlich, selbstverständlich«, nuschelte Spitzlay, verlegen, dass der ältere Mann ihn um Erlaubnis fragte und er seine Zustimmung geben musste.

Aber seit zwei Tagen war er es, der dem Friedensgericht vorstand. Herr von Kaysersfeld war mit der Familie, Frau und drei Töchtern, die Spitzlay nie unterscheiden konnte, sowie dem Hündchen Betti, zur Sommerfrische nach Bad Ems gereist. »Nur für einen Monat, Spitzlay, es muss sein«, hatte ihn der Friedensrichter beschwichtigt und sich vergnügt die Hände gerieben. »Aber seit unserer Hochzeit, und das sind wahrlich etliche Jahre her, verspreche ich Madame diese Reise. Wenn wir sie jetzt nicht machen, habe ich es mir mit ihr für immer und ewig verdorben.«

Obwohl er doch jetzt tun konnte, wonach er sich seit seinem Examen gesehnt hatte, nämlich selbst urteilen und richten zu dürfen, musste Spitzlay bei dieser Ankündigung wohl bleich geworden sein, denn von Kaysersfeld hatte ihm aufmunternd auf die Schulter geklopft.

»Keine Angst, Spitzlay, die Mayfelder sind umgängliche Zeitgenossen. Sie werden schon mit ihnen zurechtkommen. Hier, trinken Sie einen Schluck Wasser, dann wird Ihnen gleich besser.«

Das Wassertrinken hatte wenig genutzt, Spitzlay fühlte sich nicht wohl in seiner neuen Rolle. Dennoch bemühte er sich, ein gewissenhafter Stellvertreter zu sein.

»Gehen Sie nur«, rief er daher Kretzer noch einmal zu. »Und gute Besserung.«

Die Hitze dieses Augusttags machte vor den dicken Steinmauern des Dekaneigebäudes nicht halt, die Luft im Raum war drückend geworden. Spitzlay wedelte sich mit einem Blatt Papier Kühlung zu, während er die Post durchging, die aus Coblenz gekommen war. Die üblichen Verwaltungsmitteilungen, neue Verordnungen zum Arrestwesen, eine amtsärztliche Abhandlung »Über den Stand der Schutzpockenimpfung im Rhein- und Moseldepartement«. Das interessierte ihn.

In den letzten Jahren hatte es angeblich große Fortschritte in der Bekämpfung der schweren Krankheit gegeben. Spitzlay hatte sich noch nicht näher damit beschäftigt, aber er war überzeugt, dass sie auch diesen Fortschritt den Franzosen zu verdanken hatten. Nicht alles war schlecht gewesen, als die linksrheinischen Länder zu Frankreich gehörten. Der Code civil, der Code pénal, der Straßenbau. Zugegeben, es hatte auch weniger Schönes gegeben.

Spitzlay legte den Bericht zur Seite, um ihn später mit Muße zu lesen. Die Nachrichten in den Amtsblättern hatten Vorrang. Rasch blätterte er die Seiten durch, Meldungen über die Verpachtungen von Domänengütern, Holzschlag, Versteigerungen, der Diebstahl von zwei Militärpferden, zwei Vermisstenmeldungen, eine Verordnung über die Zulassung von Wanderschauspielbühnen. Spitzlay ließ das Blatt sinken.

Wo sie jetzt wohl war, seine schöne Türkin? Wo würde sie heute Abend auftreten? Sie hatte umwerfend ausgesehen gestern beim Spiel auf dem Marktplatz in ihrem dunkelgrünen Rock. Genau genommen hatte er weniger auf ihre Kleidung geachtet und auch kaum auf das Theaterstück. Seine ganze Aufmerksamkeit galt ihren schlanken weiß bestrumpften Knöcheln, die während des Spiels immer wieder unter dem Rock hervorblitzten, und den zierlichen Füßchen in hohen schwarzen Schuhen, ein Anblick, der sein Herz hatte schneller schlagen lassen.

Es verdross ihn, dass er nicht auf die Ankündigungen des Theaterdirektors geachtet hatte, der die nächsten Spielorte erwähnte. Er hätte eine Kutsche mieten und dorthin fahren können. Der Glaser würde ihm bestimmt Auskunft geben können, aber eher würde er sich die Zunge abbeißen, als diesen ungehobelten Menschen zu fragen.

Sehnsüchtig blickte er durchs Fenster hinaus auf den Kirchplatz, als könne er dort einen Hinweis finden. Resigniert wandte er sich dann wieder seinen Papieren zu und machte sich an die Anzeigen der letzten Woche. Es war immer das Gleiche. Diebstahl eines Stallhasen, Zechprellerei, zwei verschwundene Frauenröcke auf der Münstermayfelder Bleichwiese. Und dann fiel ihm der Steckbrief in die Hand.

*Aus dem Gefängnis zu Bitburg sind die nachstehend beschriebenen Verbrecher entsprungen.*

*Erstens: Johann Reding, 36 Jahr alt, 5 Fuß groß, rote Haare und Augenbrauen, graue Augen, kleiner Mund, längliches Gesicht mit Sommerflecken, war zuletzt Revierförster in Bettenfeld, ist eines vorsätzlichen Totschlags beschuldigt, zieht nun mit einem doppelten Jagdgewehr und einem Hirschfänger umher und soll sich von Straßenraub ernähren.*

*Zweitens: Johann Wallet, Tagelöhner, angeblich aus Mesewich in Holland gebürtig, 40 Jahr alt, 5 Fuß 4 Zoll groß, hat krause Locken, schwarze Augenbrauen, gebrochene Nase, großen Mund, rundes Kinn, fahles Gesicht, pflegt Ohringe zu tragen, hat sich verschiedener Erpressungen mittels Gewalthandlungen schuldig gemacht.*